In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Wilden.

(19. Fortsetzung.)

Milli sah tiefer, liebe Jutta. Sie hatte ihres Bruders Ruin schon lange vor Augen, ehe er sich selber der ganzen Tragweite seiner, oder vielmehr seiner Frau Verschwendungssucht bewußt ward. Immer neue Hilfsquellen mußten ersonnen werden, um Geld in die Kasse zu bekommen. Wie mag Georg gelitten haben."

„Und so schwach, so schwach."

„Ja, die Liebe, Jutta. Wir kennen sie doch auch. Wie haben wir gegen ein widriges Geschick angekämpft, und Jutta, Hand aufs Herz, sind wir jemals völlig zur Ruhe gekommen? Ich nicht, mein Kind. Und Sie?"

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen, lieber Max. Man war jung und hatte heißes Blut, das läßt sich nicht so leicht zur Ruhe bringen. Ich bin aber doch nicht so ganz arm gewesen alle diese Jahre. Durfte ich mich doch in Ihrer Freundschaft sonnen, in einer so treuen Freundschaft, die so selbstlos war."

„Wer eine Jutta Schwerdtfeger gekannt hat, muß selbstlos werden, und was Sie Freundschaft nennen, Jutta, ist nur eine große, wirklich uneigennützige Liebe. Die Liebe ist geblieben, wenn sie auch in ruhigere Bahnen geriet. Wer eine Jutta Schwerdtfeger geliebt, ist ihr fürs ganze Leben verfallen."

Das ältliche Fräulein schüttelte mit traurigem Lächeln den ergrauten Scheitel.

„Sie beschämen mich in Ihrer großen, großen Güte, lieber Max. Nur wer so liebt wie Sie, so treu, so wahr, so selbstlos, kann nicht vergessen. Manch Anderer hätte sich wohl über den Verlust der kleinen Lehrerin getröstet und wäre zur Tagesordnung übergegangen."

„Ja, es gibt solche Leute, aber mein Bruder und ich gehören nicht zu ihnen."

„Wie geht es Georg?" lenkte Jutta von dem Thema ab.

„Die Aerzte haben wenig Hoffnung auf völlige Wiederherstellung."

„Wie traurig für ihn und für die Angehörigen."

„Fast möchte ich unter diesen Umständen wünschen, ein sanfter Tod erlöste ihn. Wenn er lichte Augenblicke hätte, stünde ihm Schweres bevor."

„Sie meinen, weil er so gänzlich vor dem Nichts steht, auch Leonie ihm zu schaffen machen würde unter den veränderten Verhältnissen?"

„Auch das, selbstverständlich. Es ist jedoch noch ein weiterer Grund zu recht ernster Besorgnis vorhanden." —

„Noch ein weiterer Grund?"

„Ja, liebe Jutta, Ihnen kann ich mich wohl anvertrauen. Mein armer unglücklicher Bruder soll am sechsten, also am Todestage Millis, bei ihr gewesen sein."

„Und wenn — was weiter?"

„Man sucht doch vorläufig den Mörder unter den Besuchern, die am Nachmittag draußen in der Villa in Horn waren."

„Allmächtiger Gott, man glaubt doch nicht!"

„Ich erhielt vor einigen Tagen eine Vorladung auf das Kriminalkommissariat. Hier legte mir der Kommissar, der in unserer Sache tätig ist, die Frage vor, ob ich davon wüßte, daß mein Bruder am sechsten bei seiner Schwester gewesen."

„Nun?"

„Ich konnte natürlich darüber keine Auskunft geben. Allein es sind zwei Männer da, die ihn gekannt haben und ihn beim Eintritt in die Villa gegrüßt haben wollen. Einwandfreie Leute —"

„Das sagt doch aber nichts."

„So meinte ich wirklich auch — und ich glaube, ich war ziemlich erregt bei dem Gedanken, daß auf Georg der leiseste Verdacht fallen könne. Der Kriminalkommissar erklärte mir kurzerhand, daß natürlich von einem Verdacht keine Rede sein könne, aber kein noch so geringes Moment dürfe außer Acht gelassen werde. Aber trotzdem der Beamte mir erklärte, daß kein Verdacht gegen meinen Bruder vorläge, ließ er doch durchblicken, daß derselbe vor dem Konkurs gestanden."

„Mein Himmel, mein Himmel," klagte Jutta und rang die Hände. „Ist es noch nicht Leides genug?"

„Ich nahm mich natürlich Georgs mit großem Eifer an, sprach von dem guten Einvernehmen, das zwischen uns drei Geschwistern stets geherrscht; der Kriminalkommissar unterbrach mich nicht. Er versuchte die Erregung, in die ich mich hineingeredet, dadurch abzuschwächen, daß er mir des langen und breiten auseinandersetzte, gleichsam wie sich selbst entschuldigend, daß es Pflicht der Sicherheitspolizei sei, den rätselhaften Tod der Dame aufzuklären. Es stehe doch fest, man könne den Mörder, welchen Standes er auch sei, nicht den unverkümmerten Genuß der Gerechten lassen, ja ihm dadurch eine Wiederholung solch ruchloser Tat ermöglichen. Deshalb müsse sich jeder einzelne, der bei der Dame verkehrt habe, die Unannehmlichkeit von Nachforschungen gefallen lassen."

„Wir müssen hören und prüfen," sagte der Beamte. „Und wenn wir auch keinen Verdacht haben, so schließen wir doch auch niemand von einem Verdacht aus."

„Darin hat der Mann vollkommen recht," schloß Max Ollenschläger seinen Bericht.

„Aber das ist ja alles schrecklich," stieß das Fräulein hervor. „Zu schrecklich, um überhaupt nur nachgedacht zu werden. Der arme Georg. So viel brach schon über ihn herein, und nun möchte man ja nur wünschen, er verbliebe noch eine geraume Zeit in seinem traurigen, gänzlich apathischen Zustand, nur um ihm das Schrecklichste zu ersparen, was den schwergeprüften Mann treffen kann — der Verdacht, seine eigene Schwester ermordet zu haben."

„Das ist es, was auch mich schwer trifft," erklärte der Regierungsrat. „Obgleich ich nochmals wiederholen muß, daß der Kriminalbeamte von seinem Standpunkte aus recht hat. Er erfüllt nur seine Pflicht, und diese kennt keine Rücksichten auf den Einzelnen. Man kann sich doch der Annahme nicht verschließen, daß der Mörder unter den Personen zu suchen ist, die an jenem Abend bei Milli waren. Es muß auch schwer in die Wagschale fallen, und liegt daher zu ungunsten meines Bruders, daß wir nichts von dem Vermögensstande unserer Schwester gewußt, also immerhin berechtigt waren, eine große Hinterlassenschaft zu erwarten. Der Tod der Schwester konnte somit dem in zerrütteten Verhältnissen Lebenden nur von Nutzen sein."

„Aber, Max —"

„Ich stelle die Sache natürlich in dem Sinne des Kriminalbeamten dar," betonte der Regierungsrat.

„O meine arme Milli," jammerte Jutta. „Das solltest Du wissen, die Du so an den Deinen hingst, wie man Deinem Bruder Georg mitspielt. Daß der Aermste für seinen Leichtsinn so bitter büßen muß. Was auch immer ihm und den Seinen zugestoßen ist, dieses ist das Härteste von allem."

„Es ist ja leider so gar kein anderer Anhaltspunkt zu gewinnen," stellte der Regierungsrat fest. „Es war allerdings noch mehr Besuch da."

„Woraus schließen Sie das?"

„Doris fand zwei benutzte Weingläser bei ihrem Nachhausekommen vor, welche Milli und Georg genügt haben dürften; ferner jedoch noch drei benutzte Glasteller sowie drei Likörgläser. Daraus muß man doch schließen, daß ein weiterer Besuch dagewesen, und zwar müssen es zwei Menschen gewesen sein. An diesen Tatbestand klammere ich mich mit aller Macht. Allein wie diese Menschen ausfindig machen, sofern sie sich nicht selber melden?"

„Sie werden sich hüten," fiel Jutta eifrig ein. „Wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt nicht darin um. Denn ob sie sich auch meldeten, von dem unwürdigen Verdacht befreite es sie nicht. Sie hätten eine Menge Scherereien davon und manche Verhöre zu bestehen. So etwas vermeidet man gern."

„Das ist's. Sie werden sich sagen: „Um Gotteswillen still. Nach Lage der Dinge können wir dann in des Deubels Küche kommen, also nicht gemuckst." Und lassen lieber einen Unschuldigen in falschen Verdacht kommen."

„Traurig, gewiß. Wir würden nicht so handeln. Aber es ist zu verstehen, weil es allzu menschlich ist. Was geht mich aber der Andere an, wenn ich es doch schon mal nicht gewesen bin? Es würde den Anderen ja auch gar nicht einmal freisprechen. Und schließlich könnte er der Täter gewesen sein, da ich's nicht war."

„Wahr, wahr."

„Welch ein Glück, daß Frau und Tochter geborgen sind. Hoffentlich sickert nichts von dem unwürdigen Verdacht in die Oeffentlichkeit durch, so sehen die Armen doch wenigstens nicht die dunklen Wolkenballen, die sich an ihrem Lebenshorizont von neuem auftürmen."

Der Regierungsrat erhob sich. Er legte den Arm sanft um die kleine, zitternde Gestalt.

„Meine Jutta nimmt so innigen Anteil an allem. Es sind für mich glückliche Stunden, die ich hier bei Ihnen zubringen kann, wo ich Verständnis finde und mir so manches von der Seele reden darf."

„Das ist doch natürlich, Max. Ihr Schicksal ist doch eng mit dem meinigen verknüpft; was Sie trifft, trifft mich mit, in Freud und Leid."

„Es war wenig Freude in allen diesen Jahren zu verzeichnen," meinte der Regierungsrat bitter.

Jutta senkte wie schuldbewußt den Kopf, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Doch wurde sie schnell wieder Herrin ihrer Gefühle. Sie hatte in einem langen Leben Selbstbeherrschung üben gelernt.

„Auf Wiedersehen, Jutta." Max Ollenschläger drückte die Hand der kleinen Dame, daß sie schmerzte.

„Auf Wiedersehen," sagte auch sie. „Kommen Sie, lieber Max, so oft Ihr Herz Sie hertreibt. Ich bin immer für Sie da. Immer, Max."

Als Jutta ins Wohnzimmer zurückkehrte, lugte das hübsche Gesicht des Bruders durch den Spalt der anderen Tür.

„Darf ich wieder hinein'kommen mit meiner Arbeit, Jutta?"

„Ja, komme nur, lieber Hans. Du hast einen so schönen Kaffee gekocht, der uns prächtig schmeckte."

„Das freut mich, Jutta. Ja, so einen Besuchskaffee zu bereiten, will verstanden sein."

Das Kaffeegeschirr war schnell beseitigt.

Dann saß Hans wieder am ovalen Sofatisch, und Jutta steckte die Lampe an.

Zwölftes Kapitel.

„Sauwetter!" flüsterte Philipp Scheurer, als er seine unwirtliche, kalte Bude betrat. „Nichts zu wollen. Hat's denn gelohnt heute?"

Er zog sein schmutziges Portemonnaie hervor und schüttete den Inhalt auf den Tisch, wo er zwischen Brotkrumen, Wurstpellen und Kaffeelachen herumrollte.

Der würdige Herr haschte danach und lachte.

„Wollt ihr wohl, ihr lockeren Gesellen. Die paar Kröten gehen einem gar zu gern auch noch in die Wicken. Hundsgemein das ganze Leben. Na, mal erst ein bißchen für die Gemütlichkeit sorgen. Wärme muß der Mensch von außen und von innen haben."

Er begann mit dem Kleinmachen von alten Holzschachteln.

Vor dem Ofen hockend, heizte er ein. Dabei setzte er, nach Art einsamer Leute, sein Selbstgespräch fort.

„Wer als Pechvogel geboren ist, bleibt ein Pechvogel sein Lebenlang. Daran ist nun mal nicht zu rütteln. Bin ich etwa nicht ein solcher Pechvogel? Ich bin's. Männe, nun, er ist noch jung, und die Idee mit der Doris ist nicht ohne. Obgleich — na ja, so ganz rein ist er auch nicht an den Gräten. Und natürlich auch einer von denen, die Pech haben. Die Geschichte von neulich zeigte es deutlich. Man sagt wohl, wovon der Mensch nichts versteht, davon soll er seine Finger lassen. Ja, das redet sich so einfach daher. Man wird da oftmals in Situationen hineingedrängt, die dem geborenen Pechvogel natürlich nicht bekömmlich sind."

Das Feuer flackerte lustig im Ofen. Männe war dem alten eisernen Kumpan letzthin mal energisch zu Leibe gerückt; er rauchte wahrhaftig nicht mehr. Vorläufig nicht.

Philipp Scheurer erhob sich, rieb sich die Knie, die ihm beim langen Sitzen vor dem Ofen steif geworden, und murmelte: „Ob Pechvogel oder nicht, das ist nun Wurscht; wollen mal sehen, wie sich die Sache anläßt. Bringt's keinen Vorteil, Schaden kann's auch nicht bringen."

Der Kessel im Ofen stimmte sein melodisches Lied an.

„Ja, freue Dich nur, alter Kamerad," lachte Philipp, in gute Laune versetzt. „Vielleicht singe ich noch heute abend mit Dir um die Wette. Wollen sehen, wer's besser kann."

Das auf den Tisch verstreute Geld steckte er zählend ins Portemonnaie zurück. „Zwei Mark fünfzig sind's. Aber wann gibt's wieder was?"

Es wurde immer gemütlicher in dem kleinen Raume; der Ofen spie eine Glut von sich, als solle ein Ochse darauf gebraten werden.

Philipp Scheurer tat die Wärme wohl.

Nachdem er seinen Vorrat an mitgebrachter Wurst und Brot verzehrt und mehrere Glas Grog getrunken, warf er sich aufs Bett, um sein Mittagsschläfchen zu halten.

Er schlief auch lange und fest. Es war dämmerig, als er erwachte.

Da erhob er sich und machte sorgfältig Toilette vor dem kleinen Spiegel mit dem großen Riß. Als er fertig war, musterte er seine Figur noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, fühlte nach der linken Brusttasche seines Paletots, und als er sein Portefeuille sicher am gehörigen Platze wußte, verließ er befriedigt das Haus.

Er war genau orientiert. Um halb sieben stand er vor der Tür des Kunstmalers Hugo Lafrentz.

Um diese Zeit traf er den Mann zu Hause, der alsdann gleich ihm nach dem Mittagessen, welches allerdings etwas üppiger ausfiel als das seinige, seine Siesta abhielt.

Hugo Lafrentz speiste in seinem Stammlokal unter gleichgesinnten Seelen um drei. Um vier pflegten die Freunde ein Café aufzusuchen; um fünf wurde von den Strapazen dieser Leistungen ausgeruht.

Ein Verdauungsstündchen mußte man dem Manne entschieden lassen, um eine einigermaßen zugängliche Stimmung bei ihm vorauszusetzen.

(Fortsetzung folgt).

Der Tiger und der Bauer.

Eine altindische Geschichte aus dem Dschungel.

In Indien, wo es so schön, so heiß, aber auch so gefährlich ist, lebte einmal ein Ochse und ein Esel, die beide keinen eigentlichen Herren hatten. Jedermann betrachtete sie daher nach seinem Gutdünken als sein Eigentum, und wenn er Bedarf nach Arbeitskräften hatte, belud er die beiden Tiere mit Steinen, mit Baumstämmen, mit Säcken voll Getreide und ließ Ochs und Esel für sich Lasten tragen, ohne ihnen ein anständiges Futter zu geben oder sonst so für sie zu sorgen, wie ein vernünftiger Herr es mit seinen Haustieren und Arbeitshelfern tun soll. Da sagte eines Tages der Ochse zum Esel:

„Hör' mal, Kamerad, ich bin wieder einmal so hungrig, daß ich die Geschichte satt habe. Jedermann glaubt das Recht zu haben, uns alles mögliche aufzuladen, und unsere Rücken sind bereits ganz wund und zerscheuert. Ich gehe lieber in den Wald und will für mich alleine sorgen. Ich denke, Du kommst mit."

„Machen wir", sagte der Esel, und so zogen die beiden denn in die Wildnis, wo sie nichts zu arbeiten hatten und sich ihr Futter nach Herzenslust suchen konnten. Das war eine herrliche Zeit und die machte den Esel übermütig.

„Du", sagte er eines Nachmittags, als er sich besonders gut angefressen hatte, „ich glaube, mein lieber Ochse, ich muß heute etwas anstellen."

„Laß das lieber sein," meinte der bedächtige Ochse, ohne überhaupt zu wissen, was der Esel vorhabe.

„Ich muß aber," sagte der Esel. „Und wenn ich schon nichts anderes kann, so muß ich wenigstens singen, denn ich bin wahrhaftig quitschvergnügt."

„Sei kein Esel", sagte der Ochse. „Du hast wohl schon die Prügel vergessen, die Du von den Bauern bekommen hast, so daß Dein Rücken ganz wundgeschlagen war? Weil es Dir jetzt ein paar Tage gut geht, willst Du schon singen? Du denkst wohl nicht daran, daß wir hier im Dschungel sind und Dein Gesang — der Himmel behüte mich davor — nicht nur die Bauern, sondern einen Tiger heranlocken könnte, der uns dann beide auffrißt. Was dann?"

„Laß die Bauern kommen! Laß so viele Tiger kommen, wie viele Lust haben. Ich bin nun mal in der Stimmung zu singen und ich singe eben."

Der Esel erhob tatsächlich seine Stimme und begann zu iahen, daß die Bäume erzitterten, und Affen und Vögel mit lauten Gekreisch davonstoben.

Der Ochse aber sprach:

„Na, mein lieber Esel, das nennst Du also Gesang? Ich sehe darin in keiner Weise etwas Schönes, wirklich und wahrhaftig nicht. Dagegen finde ich es gefährlich, darum werde ich mich empfehlen und in Zukunft für mich allein sorgen. Mir erscheint der ruhige Genuß praktischer."

Damit empfahl sich der Ochse.

Aber er war kaum einige Schritte gegangen, als ein halbverhungerter Tiger sein Haupt zu schütteln begann und zu sich sagte: „Ich bin hungrig, sehr hungrig sogar. Es ist also eine Gabe des Himmels, die mir da in Gestalt dieses lustigen Esels entgegenkommt."

„Ich will kein Ochse mehr sein," dachte der Ochse, „wenn nicht da was Unangenehmes passieren wird.

Das passierte auch.

„Ich will mir erst mal den Ochsen vornehmen und den Esel zum zweiten Gang aufsparen," knurrte der Tiger, und mit einem Satz sprang er auf den Ochsen los.

Der Esel hatte die Geschichte beobachtet. Das Gefühl der Kameradschaft und vielleicht auch der Reue über seinen unzeitgemäßen Gesang bewog ihn, dem Ochsen zu Hilfe zu eilen. Geschickt faßte er den Tiger mit den Zähnen am Genick, so daß dieser nicht beißen konnte, und bearbeitete dann den mörderischen Angreifer derart mit seinen Hufen, daß diesem Hören und Sehen verging. Der Ochse machte sich indes eilig aus dem Staube und floh nach einem sicheren Platze.

In diesem Augenblick ging ein Bauer vorüber und sah die etwas erstaunliche Szene.

„Was? Ein Esel überwältigt einen Tiger? Das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört."

Sein Erstaunen wurde noch größer, als der Tiger, dieser bösartige Menschenfresser, ihn sogar um Hilfe zu bitten begann.

„Oh, Bauer," flehte er, „stehe mir bei und befreie mich von diesem niederträchtigen Esel."

„Ich denke gar nicht dran," sagte der Bauer, „was Dir auch geschieht, es geschieht Dir recht."

„Ich beschwöre Dich bei Gott und bei seinem Propheten, ich bitte Dich inständigst, befreie mich aus dem Gebiß des Esels."

Bewegt durch diese religiöse Beschwörungsformel erhob der Bauer seinen Stock und versuchte den Esel fortzujagen. Der wurde aber durch die Schläge noch wütender und verbiß sich immer mehr in das Genick des Tigers.

„Schlag' ihn tot, o Bauer, schlag' ihn tot, sonst bricht er mir noch den Hals."

Der Bauer ging nun ernstlich auf den Esel los, und als dieser merkte, daß er es nun mit zwei Gegnern zu tun hatte, ließ er von dem Tiger ab und entfloh nach dem gleichen geschützten Platz, wo er auch seinen Freund, den Ochsen, wieder antraf.

Der Tiger lag erschöpft, keuchend, blutend am Boden, und die Gedanken, die ihm kamen, waren nicht geeignet, seine Schmerzen zu lindern.

„Wäre es nicht besser gewesen, zu sterben, als noch eine schmähliche Niederlage von einem Esel zu erdulden? Dieser Bauer wird es dazu noch überall erzählen und alle Tiger werden es erfahren. Ich glaube, es ist das Beste, ich räume diesen unbequemen Zeugen aus dem Wege.

„Bauer, ich werde Dich jetzt umbringen," sagte daher der Tiger, und schickte sich zum Sprunge an.

„Mich umbringen? Warum denn?"

„Ich muß Dich umbringen, weil Du Zeuge meiner Schmach warst. Du wirst überall erzählen, wie ein Tiger von einem Esel besiegt wurde, und alle anderen Tiger werden mich verachten. Tote Leute aber erzählen keine Geschichten, und mit Dir wird zugleich auch meine Schmach aus der Welt verschwinden."

„Du undankbare Bestie," schrie der Bauer, „das ist die Belohnung dafür, daß ich Dich von dem Esel befreit habe? Uebrigens, Du kannst beruhigt sein. Ich gebe Dir mein Wort und schwöre es Dir zu, nicht einen Ton darüber zu verlieren, und verspreche Dir auf das feierliche ewiges Stillschweigen."

Daraufhin begab sich der Bauer nach Hause, gefolgt von dem ganz entmutigten Tiger.

Die Bäuerin kam ihnen auf der Schwelle entgegen.

„Wo warst Du so lange," herrschte sie den Mann an.

„Ich habe die wunderbarste Geschichte von der Welt erlebt," sagte der Bauer, „aber ich will Dir nicht erzählen, was es war."

„So, Du willst nicht? Ich aber will! Und wenn Du nicht gleich alles haarklein berichtest, verdresche ich Dich, daß Dir die Seele weich wird."

„Ja doch, ich will schon erzählen. Aber das sage ich Dir gleich, wenn ich's tue, werde ich aufgefressen."

„Du bist wohl verrückt — was? Auf der Stelle erzählst Du mir, was Du gesehen hast."

Da erzählte der Mann seinem Weibe das Abenteuer, und der Tiger konnte jedes Wort hören.

„Na warte, Dich kriege ich noch!" heulte er wütend, denn er wußte, nun blieb seine Geschichte sicher nicht mehr verborgen, denn am Abend werde es bereits das ganze Dorf wissen.

„Na siehst Du," sagte jetzt der Bauer zu seiner Frau, „wie der Tiger böse ist? Nun geht's mir an den Kragen."

„Ach was! Schlangen und Tiger kommen nicht zweimal an denselben Ort. Mach' daß Du weg kommst, und geh' an Deine Arbeit." Und als er noch zögerte, ergriff sie einen Stock und trieb den Mann aus dem Hause.

„Besser in die Krallen eines Tigers gefallen, als in die Hände eines bösen Weibes. Besser von einem Tiger gefressen, als von einem Weibe geschlagen," seufzte der Bauer.

Der Tiger ließ auch nicht auf sich warten. Er kam hinter dem Hause hervor und machte nun dem Bauer die bittersten Vorwürfe über dessen Wortbruch.

„Du hast auf mich keine Rücksicht genommen, so nehme ich auch keine mehr auf Dich," schrie der Tiger, und schickte sich an, den Bauer zu zerreißen.

Die Bäuerin hatte aber das laute Gezänke gehört. Sie ergriff ein brennendes Scheit und sprang auf den Tiger zu, dem sie das glühende Holz so kräftig um die Ohren schlug, daß diesem in doppelter Weise die Funken vor den Augen sprühten. Das wütende Gesicht der Bäuerin flößte ihm dazu solchen Schreck ein, daß er schleunigst Reißaus nahm und sich nie mehr in dieser Gegend, in der er so viel Schmach hatte erdulden müssen, sehen ließ.

Der Bauer jedoch, der innerlich erst so sehr über sein Weib gemurrt hatte, dankte nun Gott, daß die Energie dieser Frau ihm das Leben gerettet hatte.

* * *

„Aber Ihr sollt dreierlei daraus lernen, meine Freunde," schloß der alte Inder seine Erzählung. „Erstens, daß Ihr nicht übermütig werdet im Wohlleben und Euer Glück laut ausposaunt, wie es der Esel getan hat — denn das lockt nur Eure Feinde herbei. Daß Ihr den Schwächeren und scheinbar Dümmeren nicht verachten sollt, denn es ist nicht gar so selten, daß ein Esel einen Tiger besiegt. Drittens aber nehmet hin in der Ehe, was Euch Gott gegeben hat, und auch die schwere Hand des Weibes kann zu etwas gut sein — doch was das Weib betrifft, meine Freunde, so will ich Euch nichts weiter sagen. Mehr als sonst sind in diesem Punkte Allahs Wege dunkel und verborgen.

In den Revers liegt der Charakter des Kostüms. Nach Herrenart gemachte Revers werden heutzutage selten bei Frauen-Kostümen gemacht; der allgemeine Geschmack scheint sich vielmehr ornamentalen Revers und exzentrischen Façons zuzuwenden. Das hier abgebildete Kostüm ist aus blau meliertem Suiting in einem diagonalen Gewebe, mit Manschetten- und Kragenbesatz von schwarzen Litzen. Blauer Plüsch, der mit dem Kostüm harmoniert, bildet die runden Revers und den Bandteil der Manschetten. Es ist dies ein Promenade-Kostüm und hat einige Fältchen an der Seite des Rockes, der kurz genug ist, um die Knöpfschuhe sehen zu lassen.

Ein Werk deutscher Technik.

Die neue Brücke über den Hoangho in China.

Durch die mittleren reichen Ackerbauprovinzen des Reiches der Mitte fließt ein mächtiger Strom, den der Volksmund „die Sorge Chinas" getauft hat. Nicht mit Unrecht, denn kaum irgendwo auf Erden gibt es einen tückischeren Gesellen als den Hoangho, den gelben Fluß. Mehr als einmal im Lauf der Jahrtausende hat er seinen Lauf willkürlich verändert, das komplizierte Deichsystem durchbrochen, Hunderttausende von Menschenleben vernichtet und Not und Elend über weite Gebiete gebracht.

Der gelbe Fluß führt in seinen reißenden Fluten aus den Hochebenen Tibets und den Wüstengebieten der Gobi, die sein Oberlauf durchzieht, unendliche Mengen in feinste Partikelchen aufgelöster Lösmassen mit sich. Das gab ihm den Namen „der Gelbe". Diese Sinkstoffe lagern sich ständig ab und erheben sein Bett mehr und mehr, verändern es dauernd, so daß die Flußsohle oft höher als die weiten angrenzenden Ebenen liegt, riesige Deichbauten notwendig sind und täglich neue Gefahr droht. Diesen Strom, nächst dem Jangtsekiang der gewaltigste Chinas, mußte dicht vor der Hauptstadt der Provinz Schantung, Tsinanfu, die mit deutschem Gelde erbaute Tientsin—Pukow-Bahn überschreiten, die Tientsin und damit auch Peking, die Hauptstadt des Nordens, mit Nanking, der Hauptstadt des Südens, verbindet. Deutschen Ingenieuren war die schwere Arbeit des Brückenbaues zugefallen. Die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg hat sich dieser Aufgabe in glänzender Weise gewachsen gezeigt, und vor kurzem fand an Ort und Stelle im Beisein der deutschen und chinesischen Vertreter aller Stände die feierliche Brückenweihe statt.

Unendliche Schwierigkeiten sind bei dem drei Jahre währenden Bau zu überwinden gewesen, der aus jedem hergebrachten Schema herausfiel. Noch ist man in China nicht so weit, daß man den Wert moderner Verkehrsmittel voll erkannt hat. Es würde Bände füllen, wollte man all die Intrigen, hinterlistigen Spekulationen und abergläubigen Boshaftigkeiten der Chinesen aufführen, unter denen die Bauleitung ständig zu leiden hatte. Der Ingenieur muß fast mehr Diplomat als Berufsmensch sein, er muß Nerven von Stahl haben, um all den auf ihn einstürmenden Schwierigkeiten stets gewachsen zu sein. Aber nicht nur die Menschen versuchten, den Bau, der doch nur ihnen selbst nützlich sein sollte, aufzuhalten, auch die Elemente taten ihr möglichstes dazu. Der unergründliche Triebsand des bösen Stromes erforderte außerordentliche Vorsichtsmaßregeln. Bei normalem Wasserstand ist der Strom an der Brückenstelle bei Lokau etwa 500 Meter breit; steigt das Wasser jedoch, dann wird die Wasserfläche fast unübersehbar, und von Ufer zu Ufer sind wohl mehr als 2500 Meter von den quirlenden trüben Fluten bedeckt. So senkten die leitenden Ingenieure Borkowetz und Preis Caissons in den Strom, die noch tiefer als der Meeresspiegel, d. h. über 20 Meter, zu liegen kamen. Diese Caissons wurden ihrerseits getragen von weiteren etwa 20 Meter langen, je etwa 5 Tons wiegenden Eisenbetonpfählen, die in den feinen Löß hineingetrieben wurden. So kamen auf jeden der Mittelstrompfeiler etwa 250 solche Pfähle. Auf diesen gewaltigen Unterbau wurden dann die granitenen, außen sichtbaren Oberpfeiler gesetzt. Im ganzen hat die Brücke dreizehn Brückenpfeiler, von denen vier in der Mitte des Stromes liegen, zwei sind Endpfeiler und sieben stehen im Ueberschwemmungsgebiet. Die Wassergeschwindigkeit beträgt an der Baustelle 4—5 Meter pro Sekunde. Bei den Arbeiten waren sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Es mußte komprimierte Luft in die Caissons hineingepumpt werden, um das darin befindliche Wasser herauszupressen, damit die darin befindlichen Arbeiter im Trockenen den Boden lösen und herausschaffen konnten. So mußte der Caisson allmählich sinken, und im gleichen Maße, wie er sank, wurde oben aufgemauert. Die Arbeiter schafften so unter ständigem starken, allmählich in größerer Tiefe steigendem Luftdruck. Gerade als die Pfeiler im Bau waren, zeigte sich der Hoangho in seiner ganzen Tücke: Während das Gerüst zur Aufhängung und Absenkung der Caissons fertig wurde, erreichte er sein größtes Hochwasser, und später, als die Arbeiten an den Pfeilern begannen, trat ein sehr heftiges Eistreiben ein, so daß der Fluß bei strenger Kälte sechs Wochen fest zufror.

Die Gesamtlänge der Brücke beträgt 1255 Meter. Die Oeffnungen zwischen den Strompfeilern 128 Meter, die Mittelöffnung 164 Meter, die der Flutpfeiler 91 Meter. Die Brücke ist zurzeit eingleisig, kann jedoch jederzeit, wenn der steigende Verkehr es erfordert, in eine zweigleisige umgeändert werden.

— In Genf entwich aus einem Zirkus, der auf der Genfer Messe Schaustellungen veranstaltete, bei der Vorführung eine Löwin aus ihrem Käfig. Unter den Zuschauern entstand eine Panik, und alle flüchteten entsetzt. Die Bestie konnte jedoch eingefangen werden, ehe sie Unheil anrichtete.

— Eine Angestellte einer Firma in Barmen, die von einer Bank 1940 Mark für die Lohnauszahlung erhoben hatte, wurde auf einer Straßentreppe von zwei gutgekleideten Männern überfallen, die versuchten, ihr den Geldbeutel zu entreißen. Auf das Hilfeschrei eilten einige vorübergehende Personen herbei, die aber von den Räubern mit Revolverschüssen empfangen wurden. Glücklicherweise verfehlten die Schüsse ihr Ziel. Die Täter entflohen, konnten aber von den Verfolgern festgenommen werden, obgleich sie auch auf der Flucht noch verschiedene Schüsse abgaben. Ueber ihre Persönlichkeit verweigern die Verhafteten jede Auskunft.